

OMOIDE

Erinnerung an Japan

Ausstellung von Erinnerungsstücken der Familie Donati aus ihrer Zeit in Japan 1923 bis 1927

Sehr geehrte Frau Generalkonsulin, verehrte Damen und Herren, liebe Freunde und Freundinnen,

zur Eröffnung der Ausstellung OMOIDE – Erinnerung – begrüße ich Sie/Euch alle auf's Herzlichste und lade Sie/Euch zunächst ein auf eine Reise ins alte Japan der Edo-Zeit. Wir bewegen uns historisch gesehen zwischen 1603 und 1867, einer Zeitspanne, in der die Japanische Inselwelt nach allen Richtungen hermetisch abgeschlossen war. Japanern und Ausländern war die Ein- bzw. Ausreise aus oder nach Japan verboten. Man war unter sich, aber man war darüber nicht unglücklich. Im Gegenteil: Es war eine Periode großen Wohlstands.

Mitte des 17. Jahrhunderts gab es dann einen ersten beschränkten Warenaustausch mit China und niederländischen Seefahrern auf der kleinen Insel Dejima vor Nagasaki. Das war zunächst alles an Begegnungen mit Fremden.

Die alte Hauptstadt Edo, das heutige Tokyo, wuchs damals beinahe unbeachtet zur größten Metropolregion der Welt.

1854 lief dann der US Admiral Matthew Perry ungestört in den Hafen von Tokyo-Edo ein und überbrachte einen Brief des amerikanischen Präsidenten Millard Fillmore, der die Japaner darin zum offenen Handel aufforderte. Einige regionaler Herrscher rebellierten in Folge gegen die Tokugawa-Regierung, und schließlich kam es zur Wiedereinsetzung des Kaisers, der jedoch nur geringe Machtbefugnisse erhielt.

Seit 1867 und bis 1912 sprechen wir von der Meiji-Zeit, in der das Land eine moderne Verfassung und ein Parlament erhielt. Die Zeit des Kriegeradels, das Shogunat, war beendet. Japan wurde eine konstitutionelle Monarchie.

Es folgte die Taisho-Ära (1912-1926), eine Zeit des kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwungs. Die Demokratie schwächelte, und das Militär übernahm mehr und mehr die Kontrolle. Während des Ersten Weltkriegs stand Japan auf Seiten der Entente. 1910 kolonialisierte es die Halbinsel Korea.

In diese Situation des Wandels, des politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und allgemein gesellschaftlichen Umbruchs fällt die Arbeitszeit der Familie Donati in Japan. Vater Donati war leitender Ingenieur bei Siemens und dafür ausersehen, in Japan die erste deutsche Fabrik zu errichten. Die Donatis packten die Koffer, schifften sich in Hamburg ein und dampften ans andere Ende der Welt, so jedenfalls muss es ihnen damals vorgekommen sein. Die Reise dauerte an die sechs Wochen, Zeit genug, um unterwegs fleißig Japanisch zu lernen, denn man wollte nicht als Ausländer abseits der Bevölkerung leben. Es zeichnete die Donatis aus, dass sie sehr bald Anschluss an die japanische Gesellschaft fanden. Sie waren aufgeschlossen für die Kultur, die Sitten und Gebräuche eines Landes, das sie nie als nur fremd betrachteten, und das ihnen sehr schnell ans Herz wuchs. Wie eng der Kontakt zur dortigen Bevölkerung war, zeigen die Mengen Briefe, die die Donatis von ihren Freunden noch bis weit in die 1970er Jahre erhielten.

In Kamakura, nahe Tokyo, hatten sie sich 1923 niedergelassen, ganz und gar im japanischen Lebensstil eingerichtet. Kaum waren sie angekommen, mussten sie miterleben, wie das große Kanto Beben im gleichen Jahr circa 60000 Menschen durch Brände und niederstürzende Hausteile ums Leben brachte.

Wir können nur mutmaßen, aber es nicht vorstellbar, dass die Donatis beim Wiederaufbau abseits gestanden haben. Zu sehr waren sie ihrer protestantischen Ethik verpflichtet, zu sehr aber achteten sie auch die buddhistischen Glaubensformen ihres Gastlandes.

Als sie nach knapp fünf Jahren, 1927, nach Hause zurückkehrten, waren sie von Japan ganz und gar durchdrungen. Im neu errichteten Haus in der Reinbeker Bahnsenallee waren sie umgeben von allen Schätzen, die sie aus Japan mitgebracht hatten. Möbel, Geschirre, Bilder, Schnitzereien, Teppiche, der gesamte Hausstand war japanischen Ursprungs, und so wurde auch der 1929 geborene Sohn Bernhard mit dem Japan-Bazillus erzogen. Er selbst hat das fernöstliche Inselreich nie betreten. Zusammen mit seiner Frau hat er fast die gesamte Welt bereist, auch und gerade Asien und den Australischen Kontinent, doch Japan dabei ausgespart. Er wollte sich das Bild nicht trüben lassen, das ihm seine Eltern von Japan vermittelt hatten. Daran hielt er bis zuletzt fest, wie er auch bis zuletzt in seinem Haus an dem japanischen Interieur seiner Eltern festhielt.

Bei der Gründung seiner „Stiftung Bernhard Donati Schloss Reinbek“ hatte er testamentarisch festgelegt, dass die Japan-Sammlung seiner Eltern nach seinem Tode in die Kunstsammlung der „Stiftung Sammlung Rolf Italiaander“ übergehen solle. Und so können wir heute Teile dieser Sammlung – etwa 130 Exponate – in diese Ausstellung präsentieren, im Gedenken an Bernhard Donati, der mit seinem vorbildlichen Wirken so viel für das Schloss Reinbek und seine Stadt getan hat.

Man erinnert sich: Kunst und Kunsthandwerk haben in Japan eine große Tradition, von der Lackkunst (Inro) im 12. Jahrhundert über Keramik und Porzellan bis zur Metallkunst am Schwert (Tsuba), den Holzschnitten und Elfenbeinschnitzereien (Netsukes und Okimonos) hauptsächlich des 19. Jahrhunderts. Nach der Wieder-Öffnung des Landes erschloss sich für das Kunsthandwerk Japans eine zusätzliche, bestimmende Richtung: Die Gestaltung interessanter, für den Export geeigneter Kunst- und Gebrauchsgegenstände, wie z.B. Möbel, Schmuck, Teegeschirre und kleine Salzsteuer etwa, aus Sterling-Silber. In Europa und denn USA führte das schließlich zum sogenannten Japonismus.

Unsere Ausstellung bietet einen Querschnitt durch all dieses kunstvolle Schaffen.

Da hängen am Eingang Farbholzschnitte von Meistern des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Tradition des Holzschnitts kam bereits im sechsten Jahrhundert von China nach Japan, wurde dort zu einer der prägnantesten Kunstformen entwickelt. Der Holzschnitt diente in Japan nicht länger der Reproduktion existierender Kunstwerke der Malerei, sondern ging eigene, unabhängige Wege. Holzschneider fertigten eigene Motive, lösten sich von Vorgefundenem und gaben so der japanischen Kultur ein geeignetes Ausdrucksmittel an die Hand, um individuelle Anschauungen mit der Kultur- und Lebensphilosophie zu verbinden.

Noch bis weit in die Meiji-Zeit hinein, trugen die Männer ihre traditionelle Kleidung, den taschenlosen Kimono, der erst um die vorletzte Jahrhundertwende der westlichen Kleidung weichen musste. Umschlossen wurde der Kimono vom Obi, einem breiten Gürtel, an dem ein Sagemono, ein hängendes Behältnis hing, in welchem Münzen, Tabak, Medizin, das persönliche Siegel oder Ähnliches aufbewahrt wurden. Eine solche Hängesache ist beispielsweise ein Inro, bestehend aus mehreren übereinandergestapelten Abteilungen, die so exakt gearbeitet sind, dass sie fast luftdicht verschließen. Hier zu sehen sind zwei prachtvolle Inro, als Goldlackarbeit gefertigt, mit eingelegtem Perlmutter und angehängter Metallkugel sowie einem Netsuke.

Netsuke sind kleine geschnitzte Figuren. Sie dienten als Gegengewicht bei der Befestigung eines Sagemono am Obi des taschenlosen Kimonos. Sie entstanden im ausgehenden 17. Jahrhundert mit dem Erstarken des Bürgertums und hielten sich bis in die 1880er Jahre, als der Kimono als Alltagskleidungsstück außer Gebrauch geriet. Die Netsuke waren hauptsächlich aus Wurzelholz und Elfenbein geschnitzt und stellten mythologische Figuren dar, besonders die sieben Glücksgötter aber auch Tiere, Blumen, Pflanzen und Früchte. Eine reiche Auswahl davon ist in dieser Ausstellung versammelt.

Als die Netsuke nicht mehr gebraucht wurden, verfielen die Elfenbeinschnitzer darauf, größere Figuren, die so genannten Okimono, also Hinstelltdinger oder wie man hierzulande sagt „Stehrumchen“, herzustellen, die sich ob ihrer herausragenden Kunstfertigkeit bald als

Exportschlager herausstellten. Der Sennin, ein Einsiedler also, der unsere Einladung schmückt, ist solch ein Okimono. Er hat beinahe ein Jahrhundert lang seinen Ehrenplatz auf dem Schreibtisch von Vater und Sohn Donati gehabt.

In einer Tischvitrine versammelt sieht man eine Reihe von Tsubas. Das ist die Bezeichnung für das Stichblatt des traditionellen japanischen Samurai-Swertes. Die Tsubas sind aus gehärtetem Eisen geschmiedet und oft in Goldtönen tauschiert. Das Tsuba sitzt zwischen Handgriff und Klinge und bewahrt die Hände davor, bei einer Stichtechnik auf die Schneide zu rutschen. Die kunstvollen Verzierungen bestehen aus Schriftzeichen, Tier- und Pflanzenmotiven, Landschaftsdarstellungen und diversen Ornamenten.

Und: natürlich zeigt die Ausstellung Erzeugnisse der traditionellen Porzellankunst. Die bekannten Manufakturen Arita, Kutani und Satsuma sind mit ausgesuchten Exponaten vertreten, in Kobaltblau, Rot und Gold, je nach Manufaktur, dazu bemalt mit mythologischen oder auch Alltagsszenen.

Die reiche japanische Tradition der Teegzubereitung ist natürlich auch berücksichtigt. Ein zehnteiliges Service aus Zinn ist zu sehen, dazu Räuchergefäße und Feuerschalen. Und es gibt Rauchersets und Schreibtischgarnituren, Dinge des Alltagsgebrauchs, Schmuckteller, Opiumpfeife mit Pfeifen- und Tabakbehältnis, dazu Spielzeuge und Puppen und Salzstreuer aus Sterlingsilber in extravaganten Formen. Vieles davon war für den europäischen und amerikanischen Markt bestimmt und befeuerte den Japonismus unter den weltweiten Sammlern japanischer Handwerkskunst.

Als Bernhard Donati im August 2020 starb, hatte er neben seiner Stiftung die hier zu sehenden Schätze aus Japan hinterlassen, uns zur Aufbewahrung und Pflege, um damit Zeugnis abzulegen vom Geist und der Lebenswirklichkeit Japans an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

Bernd M. Kraske

Schloss Reinbek, 1. Mai 2022

